

Sommernächte offenbarten dem Dichter das Reich der Poesie

Mit seinem «Grünen Heinrich» und den «Leuten von Seldwyla» blieb Gottfried Keller im literarischen Gedächtnis haften. 200 Jahre nach seiner Geburt ist jedoch auch sein überragendes lyrisches Werk neu zu entdecken. Von Philipp Theisohn



1886 fotografierte der Maler Karl Stauffer-Bern den 67-jährigen Gottfried Keller. Im gleichen Jahr porträtierte er den Dichter. ZB ZÜRICH

Die Nacht, «der Offenbarungen mächtiger Schooss», ist die Mutter der Dichtung. Das Dunkel gebiert die Götter und – es ist bemerkenswert, wie Novalis' «Hymnen an die Nacht» dies fassen – empfängt sie auch wieder am Ende des Tages. Wenn alles schweigt, verwandeln sich die Mythen: Sie müssen sich verwandeln, denn die Welt ist immer im Schwange. Wenn der Morgen dämmt, verharren die Dinge alle noch im Vagen; ob sie immer noch zu deuten sind, das muss sich erst erweisen. Und so steht es an der Dichtung, der nächtlichen Tochter, in der Finsternis immer neue Bilder zu finden, die den Menschen das Leben im Licht erlauben.

Die Poesie ist demnach herkunftsbedingt geübt im Durchwachen der Dunkelheiten, in Nachtschichten und Schlaflosigkeit. Begünstigt wird sie durch die klimatische Unerträglichkeit der Ruhestunden, die Hitze der Nacht, die «Schwüle», durch die in einem der ergreifendsten Gedichte Conrad Ferdinand Meyers verzweifelt ein Ich über den See rudert, weder Sterne noch Farben erblickt – «Bleich das Leben! Bleich der Felsenhang!» – und von einer lieben Stimme aus der und in die «Wassergruft» gerufen wird.

Die phänomenale Differenz, die zwischen den beiden grossen Zürcher Dichtern des 19. Jahrhunderts, zwischen Meyer und Keller liegt, zeichnet sich vermutlich nirgends deutlicher ab als in der Verhandlung der Sommernächte, in denen der eine das Tor zu einer sinnentleerten Wirklichkeit, der andere hin-

gegen – der junge Gottfried Keller – den angestammten Herrschaftsraum poetischer Ordnungsmacht erblickt.

Bereits ganz zu Beginn seiner literarischen Karriere, im Juli 1844, notiert Keller in sein Schreibbuch ein Poem, das in den «Gesammelten Gedichten» (1883) unter dem Titel «Stille der Nacht» zu finden sein wird. In der Eingangszeile die «klare Sommernacht» beschwörend, dringt es sodann vor zur Schau der «goldne[n] Sternenpracht./Die spielend sich im Weltraum wiegt»; ein Anblick, über dem sich das lyrische Ich mit der Schöpfung verbindet. Vers um Vers dehnt es sich aus und überschreitet leichtfüssig die Schwelle des Wahrnehmbaren: «Das Urgebirge um mich her / Ist schweigend, wie mein Nachtgebet; / Weit hinter ihm hör' ich das Meer / Im Geist und wie die Brandung geht.»

Jenseits des Wahrnehmbaren

Es liegt eine ganz eigentümliche und für Kellers Lyrik bezeichnende Gegenläufigkeit in diesen Zeilen. Zunächst einmal: Die Sommernacht entblösst die Schöpfung als Ganzes. Die nächsten Strophen führen dem Ich «einen Flöten-ton» zu, den «die Luft von Westen bringt», im Osten steigt indessen «Des Tages leise Ahnung» auf, «in weiter Welt» stirbt womöglich «ein Menschenkind». Alles fliesst hier zusammen: Störungsfrei, im klaren, ungebrochenen Metrum zeigen sich Nähe und Ferne, Gestern und Morgen nebeneinander, er- steht aus der Überhitzung der Sommer-

nacht ein kosmisches Bewusstsein. Zugleich bleibt das Gedicht verdächtig.

Unzweifelhaft betritt man dieses Reich nicht durch die Sprache. Ihr Zauber, das, was uns wach hält, liegt jenseits der Worte, vielmehr in der Nichtung von Rede, in der Stille. Wer in der Nacht lebt, wer mit ihr lebt, der vermählt sich mit einer «Fremdlingin unter den Menschen», wie es bei Hölderlin heisst. Wir nähern uns ihr erst im Schweigen, so wie in Kellers Gedicht das «Urgebirge» «schweigend» steht, so wie dann schliesslich auch «im dunklen Erdenthal / Ein unergründlich Schweigen ruht».

Gleichwohl: Es ist ja eben doch ein Gedicht, eine ausserordentlich beredete Stille. Man kann diese Verse im Grunde nicht laut lesen, denn dann zerstören sie die von ihnen erschaute Welt. Nur als «Nachtgebet» sind sie zu verstehen, und das «Nachtgebet» darf man sehr wohl wörtlich nehmen, nämlich als ein Gebet der Nacht. Man wacht und steht und schaut – und das, was dann zu sprechen beginnt, die Klänge und Farben von weither an sich zieht, ist die Nacht selbst. «Der letzte leise Schmerz und Spott / Verschwindet aus des Herzens Grund; / Es ist, als thät' der alte Gott / Mir endlich seinen Namen kund.»

Das entscheidende Wort in dieser berühmten letzten Strophe des Gedichtes ist das «als». Natürlich: Da gibt sich auf einmal, am Grund der Schöpfung, eine Vaterfigur zu erkennen. In das unergründliche Schweigen fällt ein Name, der Logos, der die Dinge wieder richtet und ordnet, das Ich auch wieder aus der müt-

terlichen Nacht heraushebt. Aber eben: «als». Noch die Sehnsucht nach dem benennbaren «alten Gott» ist nicht mehr als eine Vorspiegelung der Sommernacht: Kein Name wird gegeben. Was die Nacht uns einflüstert, bleibt gottlos.

Der Sommer zwingt den Menschen in die schlaflose Nacht und damit in die Konfrontation mit einer Sprachmacht, die der eigenen vorausliegt. Die Nacht ist nicht zu beschreiben, sondern selbst eine Dichterin, die ihre Fäden spinnt, die Zeichen verknüpft, ja: die sogar das nächtliche Ich selbst ersprochen hat. In «Stille der Nacht» bricht diese Poesie noch einfach über uns herein; im siebten der «Siebenundzwanzig Liebeslieder», ungefähr ein Jahr später entstanden, wird sie hingegen gezielt in Dienst genommen.

Eine bewährte Ausgangskonstellation zeichnet das sechsstrophige Gedicht: der schlaflose Mann, die Frau, nach der er sich sehnt, in einem Haus am «andern Hügel», ihm nur durch das «luftig Gitter» eines flatternden Vorhangs verschlossen – aber vor allem durch einen «Thalstrom» von ihm getrennt. Ist die Bildlichkeit von Schleier und Öffnung bereits kaum misszuverstehen, so markieren Ein- und Ausgang des Gedichtes ohnehin die sich dazwischen ausfaltende Welt als eine Landschaft des Begehrens.

«Von heisser Lebenslust entglüht / Hab' ich das Sommerland durchstreift», so hebt es an – und es endet mit der Offenlegung des Ziels dieser Rede: «Und wecke sie zu gleicher Lust!» Getragen werden diese Verse von einem zutiefst körperlichen Verlangen, das «an

Man wacht und steht
und schaut – und das,
was dann zu sprechen
beginnt, die Klänge
und Farben von weither
an sich zieht,
ist die Nacht selbst.

der Liebsten Brust» drängt, aber den Weg nicht zu finden vermag. Doch es ist eben Sommer. Es glüht, man beugt sich «mit trunknen Blicken / In die entschlafne Landschaft vor» – und ruft die Dichterin Nacht zu Hilfe: «So spiele du zu meinem Singen, / O Sommernacht, auf Thal und Wald!» Sie zeigt sich:

Dein Saitenspiel im Thale liegt,
Die feinen Silberbrünnlein all';
Den Wald, der auf den Höh'n sich wiegt,
Lass rauschen drein, wie Orgelschall;
Das Elfensummen und das Kosen,
Das schwellend alle Kelche regt,
Vereine mit des Stromes Tosen,
Der seine Wogen thalwärts trägt.

Das Anschwellen der Kelche, die Vereinigung der Ströme in den Wellen – der Gesang aus dem Munde der Sommernacht entziffert sich unschwer als eine Erotisierung der Welt. Erst die Mobilisierung aller Lust in dieser Welt lässt die «Liederbrücke» entstehen, über die ein Herz «Aus meiner Brust in ihre Brust» nun passieren kann.

Die Vereinigung der Liebenden in Lust, die Zurichtung des Begehrens bleibt das Werk einer kosmischen Dichtung, von der der Tag nichts weiss. Der Mensch ist der nächtlichen Rede unterstellt, selbst und gerade noch dort, wo er sich in Kultur wähnt. So erzählt Kellers «Sommernacht»-Gedicht, 1847 in den «Lyrischen Blättern» abgedruckt, von einem in der Heimat gepflegten «alte[n] schöne[n] Brauch», in dem Natur und Arbeit sich durchdringen.

Die reinste Lust

Erneut verfällt man diesem Blick von den Höhen in die Täler, ein Kornfeld übersehend, darüber «die Sommersterne strahlen». Man erinnert die Wallungen, in denen das Saitenspiel der Nacht die Landschaft umgepflügt hat. Nun beginnt es auch in dieser Sommernacht zu wogen. Das Schimmern eines Glühwürmchens gibt das Fanal, sofort hebt die Bewegung an: Dem leuchtenden Geschöpf antwortet ein «nächtlich Silberblinken», dem Ährenfeld naht sich «ein Flüstern und ein Winken» – das scheint alles eins, ein von unsichtbaren Kräften befeuertes Aufscheinen des Lebens im Dunkel. Doch man mag sich täuschen:

Das sind die Bursche, jung und wacker,
Die sammeln sich im Feld zu Hauf
Und suchen den gereiften Acker
Der Wittve oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hülfe weiss –
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reinste Lust zielt ihren Fleiss.

Es gilt hier mindestens drei Ebenen zu unterscheiden, will man der Sinnfälligkeit dieses Geschehens gerecht werden. An der Oberfläche geht es hier um einen – nennen wir es so – karitativen Dienst, die unentgeltliche Übernahme von Erntearbeit. Unterlegt ist diese jedoch erneut, die letzte Zeile verrät es, von «reinst[e] Lust». Die Geschlechterkonstellation, die Aushilfe der jungen Burschen bei der Witwenschaft und überhaupt all jenen, denen die Männer – Väter, Brüder, Knechte – fehlen, das Niederschneiden des Segens mit den Sichel: Das ist das Reich des Sexus.

Zum Dritten aber, das ist das Entscheidende, wird das, was Fron ist, durch die Sommernacht als ein spontanes Erwachen der natürlichen Lust inszeniert, als «ein Spiel in kühler Nacht» verstanden. Erst der Morgenduft ruft die «nimmermüden, braunen Jungen / Zur eignen schweren Arbeit». Das, was ihr vorausliegt, folgt einer anderen Gesetzmäßigkeit, dem Regiment der «stillen Stunden» – und der Sehnsucht nach einem endgültigen Eingehen in die nächtliche Rede.

Ihr übergeben wird – und das ist kein Zufall – an seinem Lebensende auch der grüne Heinrich, war es doch «ein schöner freundlicher Sommerabend, als man ihn mit Verwunderung und Theilnahme begrub». Wer Kellers frühe Dichtung kennt, kann diesen Schluss der Erstfassung nicht lesen, ohne die Sterne über dem frischen Grab aufscheinen zu sehen und durch das Schweigen der Menschenwelt hindurch das Rauschen des Meeres zu vernehmen, irgendwo, weit hinter dem Gebirge. Und er – oder sie – wird sich eingestehen, dass Gottfried Keller immer der Autor all derjenigen sein wird, die nicht schlafen können.

Auf den Flüsterwegen der eigenen Seele gelingt die Befreiung

In «Pankraz der Schmoller» schreibt sich Gottfried Keller das Pankratiushafte vom Leib. Von Sibylle Lewitscharoff

Ungewöhnlich ist der Titel der Geschichte. Nicht nur wegen der aufgerufenen Figur, die den Namen eines römischen Märtyrers trägt, der in manchen kälteren Landstrichen zum Eiselheiligen wurde, sondern auch wegen ihres Beinamens. *Schmollen* ist zwar ein geläufiges Verb, zum Substantiv erhoben kommt es jedoch äusserst selten vor.

Nun, dieser Pankraz trägt seinen Namen und die charakterliche Zuschreibung sehr zu Recht. Er ist ein unleidlicher, im Herzen vereister Jüngling, der von seiner armen Mutter verhätschelt wird. Sie und seine Schwester legen sich für den Fortbestand der Kleinfamilie krumm, indem sie fleissig nähren; einen Vater gibt es nicht. Es droht das Schicksal von Armenhäuslern. Mühsam halten die weiblichen Mitglieder den Dreibund über Wasser. Die kleine Schwester bricht zuweilen aus dem allzu artigen Schema aus, sie ist munter und keck.

Der Unglückswurm hingegen versteht keinen Spass, er trägt zum Erwerb nichts bei, schmollt eben nur trübe vor sich hin. Er ist der klassisch Depressive, der im Familiensumpf steckt, im Grunde eine Drohne, kaltherzig bis ins Mark, sich selbst und allen anderen eine Last. Womöglich hat Gottfried Keller hier auf den inneren Flüsterwegen seiner Psyche einen befreienden Weg gefunden, das Pankratiushafte seiner jungen Jahre und die Rolle, die seine eigene Schwester im Familienverbund spielte, einer Erzählung zu überantworten.

Als Leser hat man sich schon daran gewöhnt, dass dieser Pankraz im Schoss der Schrumpffamilie alt und immer unleidlicher wird. Aber nun ist der lästige Geselle einfach weg.

Überraschenderweise bleibt der Bursche eines Tages spurlos verschwunden. Von einem Mord oder Unfall ist nicht die Rede. Es ist nicht die einzige Überraschung, die Gottfried Keller gekonnt in Szene setzt. Als Leser hat man sich nämlich schon daran gewöhnt, dass dieser Pankraz im Schoss der Schrumpffamilie alt und immer unleidlicher werden wird. Aber nun ist der lästige Geselle einfach weg. Zeit für den Autor, in aller Ruhe ein Sittenstückel von Seldwyla, seinem erfindenen Lieblingsort, genüsslich auszubreiten. Klein, eng, aber durchaus lustig geht es da bisweilen zu.

Gekonnte Nonchalance

Bevor wir uns aber Seldwyla und den in weiter Ferne spielenden Abenteuern des Pankraz widmen, sei es erlaubt, auf einige der hinreissenden Formulierungen zu schauen, die Keller mit gekonnter Nonchalance in seinem Text verstreut. Dass ein Sonnenuntergang «eine pomp-hafte Begebenheit» in den Augen des einsamen mürrischen Jungen ist, zeigt, wie sehr es den Kerl danach verlangt, etwas Grossartiges zu erleben.

In den Augen der in ihn vernarrten Mutter wiederum glimmt Bewunderung, wenn sie sieht, dass ihr «Söhnlein, welches bei aller Seltsamkeit in Essangelegenheiten einen strengen Sinn für militärische Regelmässigkeit beurkundete . . . , stets darauf sah, dass die Milch oder die gelbe Butter, welche am Rand der Schüssel umherfloss, gleichmässig in die abgetheilten Gruben laufe.» Auf eine kleine bürokratische Spitze wird getrieben, wenn dabei nicht einfach von «bekunden» die Rede ist – durch die Silbe «ur» werden notarielle Assoziationen im Schleppe des Verzehrts geweckt, und das ist von einiger Komik.

Auch wirkt es intensiv und zugleich seltsam, dass in der kargen Häuslichkeit, in der es nur selten genussam zu essen gibt, ein Brei mit solcher Sorgfalt traktiert wird. Pankraz hält auf sich, er schaufelt die Speise nicht ungezügelt in sich hinein, was im Nachhinein wie ein augenzwinkernder Vorbote seines späteren, äusserst disziplinierten soldatischen Lebens wirkt.

Die kecke Schwester wiederum versucht, von der anderen Seite her in den Besitz des Breis zu kommen, und in diesem Zusammenhang ist die Rede von «allerhand künstlichen Stollen und Abzugsräben, die die wohlschmeckenden Bächlein auf ihre Seite leiten.» Später taucht noch das herrliche Wörtlein «widerhaarig» in Zusammenhang mit dem schwierigen Pankraz auf, der die Leute so manches Mal dazu treibt, sich ihm entgegenzustellen.

Die Falliten und die Alten

Eines Tages bleibt der Bursche spurlos verschwunden. Eigentlich ist der Gedanke naheliegend, dass ihm etwas Schlimmes zugestossen sein muss, doch die Frauen halten eisern daran fest, dass er sich vermutlich irgendwo in der Ferne herumtreibt. Die Seldwyler scheren sich keinen Deut um sein Verschwinden und gehen ihren gewohnten Geschäften und Vergnügungen nach. Es ist ja auch kein Schaden für die Gemeinschaft eingetreten, wenn ein fauler, unbeliebter Bursche das Weite gesucht hat.

Zwischen Malerei und Dichtung

rbf. · Geboren am 19. Juli 1819 in Zürich, fühlte sich Gottfried Keller zur Malerei hingezogen und ging 1840 zur weiteren Ausbildung nach München, kehrte aber schon 1842 verarmt und krank zurück. Als bald begann er mit dichterischen Versuchen. 1848 gelangte er als Stipendiat der Zürcher Regierung an die Universität Heidelberg, zog zwei Jahre später nach Berlin, wo er bis 1855 als freier Schriftsteller lebte und den «Grünen Heinrich» schrieb (erschieden 1854/55). Schwer verschuldet kehrte er mit Unterstützung der Mutter nach Zürich zurück.

1856 erschien der erste Teil des Novellenzyklus «Die Leute von Seldwyla». 1861 wurde Keller zum Staatsschreiber des Kantons Zürich ernannt und blieb bis 1876 im Amt. Gegen Ende dieser Tätigkeit erschienen weitere Novellenzyklen («Sieben Legenden», Teil 2 der «Leute von Seldwyla», «Zürcher Novellen»), 1879/80 die zweite Fassung des «Grünen Heinrich», 1883 gesammelte Gedichte und 1886 das Spätwerk «Martin Salander». Am 15. Juli 1890 starb Gottfried Keller in Zürich. Seine Beisetzung glich einem Staatsbegräbnis.

Doch dann rattert die Sensation heran, ein Extrapostillion, dem ein Mann mit «ausgedörtem Gesicht» entsteigt, der in einen Burnus gehüllt ist. Eine «kolossale Löwenhaut» ist mit von der Partie, dazu ein Säbel.

An schönen Sommertagen hocken manche von ihnen in kühlen Gasthäusern. «Die Falliten und Alten aber hämmerten, näheten, schusterten, klebten, schnitzelten und bastelten gar emsig drauf los, um den langen Tag zu benutzen und einen vergnügten Abend zu erwerben, den sie nunmehr zu würdigen verstanden.» Auch die arme Witwe und das mittlerweile ziemlich gealterte Töchterchen nähren fleissig oder sitzen am Spinnrad. Der Schuhmacher niest ein lautes «Hupschi!» über den Platz, «dass alle Fenster zitterten, und der Buchbinder gegenüber, der eigentlich kein Buchbinder war, sondern nur aus dem Stegreif allerhand Pappkästchen zusammenleimte und an der Türe ein verwittertes Glaskästchen hängen hatte, in welchem eine Stange Siegelack an der Sonne krumm wurde, dieser Buchbinder rief: Zur Gesundheit! und alle Nachbarsleute lachten.»

Ist diese kleine verbogene Stange nicht ein köstliches Detail? Gerade ein so verlassenes, unwichtiges Ding trägt zur Würze eines Textes bei, nicht nur, weil's komisch ist, sondern weil der Leser so ganz nebenbei einen Eindruck von den sozialen Verhältnissen gewinnt.

So manche Lustbarkeit und kleine Sensation hält bisweilen Einzug ins Städtchen, etwa ein Adler aus Amerika in einem gewiss viel zu kleinen Käfig, oder ein mächtiges Kamel, das auf den Platz einhergeschwankt kommt. Von ihm wird treffend gesagt, es habe ein «selbstvergnügtes Gesicht». Obendrein hocken auf ihm Affen. Auch ein Bär muss seine Tanzkünste herzeigen, was uns heute allerdings mulmige Gefühle beschert, weil wir wissen, wie entsetzlich gerade Bären von den Schaustellern einst zuge richtet wurden.

Doch dann rattert die eigentliche Sensation heran, ein Extrapostillion, dem ein Mann mit «ausgedörtem Gesicht» entsteigt, der in einen Burnus gehüllt ist. Eine «kolossale Löwenhaut» ist mit von der Partie, dazu ein Säbel und allerhand andere seltsame Gegenstände. Es schwant dem aufmerksamen Leser sogleich, dass dies der einst entlaufene Pankraz sein muss, der bei seiner Wiederkehr einen spektakulären Auftritt im exotischen Kostüm eines französischen

Offiziers hinlegt. Dürr und hart ist er geworden, doch das ist nicht die einzige Verwandlung, die sich an ihm zeigt. Er ist von ausgesuchter Freundlichkeit, zieht ehrerbietig die Mütze ab, was ihm früher nie eingefallen wäre. Ach, wie gut er sich nun in allem benimmt!

Es ist durchaus eine Freude nicht nur für Mutter und Tochter, sondern auch für den Leser, dass aus ihm in all den Jahren, die er abwesend war, ein ganz anderer Kerl geworden ist. Auch traurige Gefühle überkommen ihn, wie er nun die beiden gealterten Frauen sieht. Aus ihm ist offenkundig ein empfindsamer Mann geworden, der sich nicht mehr ins Mauseloch der Selbstbezüglichkeit verkriecht.

Natürlich drängen die neugierigen Nachbarn ins Stübchen von Mutter und Schwester, der verloren geglaubte Sohn hat sich ja gehörig gemausert und ist zur Sensation geworden. Und da hat Gottfried Keller wieder mal einen tollen Vergleich auf Lager, denn Pankraz sieht sich nun «von einer ganzen Versammlung neugieriger und gemüthlicher Falliten umgeben, wie ein alter Heros in der Unterwelt von den herbeileidenden Schatten».

Endlich werden die Nachbarn wieder hinauskomplimentiert, denn es gibt viel zu erzählen, und das meiste davon ist nicht für die Allgemeinheit bestimmt, sondern nur für die Ohren von Mutter und Tochter. Der Leser möge sich nun bitte selbst in die abenteuerlichen Stationen eines fremdländischen Lebens vertiefen, in denen Pankraz sogar sein altes Schmollwesen zugutekommt, indem es ihn davon abhält, allzu hitzig in Prügeleien zu geraten, Gefahren, denen er als Soldat, den es im Sold der Engländer nach Indien verschlagen hat, des Öfteren ausgesetzt ist.

Auf wackligen Knien

Die Spannung steigt, sobald Lydia auf den Plan tritt, die schöne Tochter des englischen Kommandanten, in dessen Diensten Pankraz steht. Darin, wie er die gescheite, aber höchst komplizierte Lydia ins Spiel bringt, stellt der Autor seinen psychologischen Scharfsinn unter Beweis. Manche Frauen sind tatsächlich darauf aus, dass sich ein Mann möglichst lang ihrem Begehren entzieht, weil es ihr eigenes flammend entfacht und sie dies geniessen. Doch wehe, der Angeschwärmte zeigt sich schwach und gesteht nun selbst auf wackligen Knien seine Liebe ein.

Der spröde Pankraz, dem die junge Dame in ihrem erotisierten Taumel schon eine ganze Weile hinterherläuft, begeht diesen Fehler. Man kann es Neurose oder Herzlosigkeit nennen, wenn sich das Betragen einer Frau ins Gegenteil verkehrt, sobald sie sich ihres Sieges gewiss ist. Aber Keller tut nichts dergleichen, er überlässt die Interpretation dem Leser. Auf einen Schlag hat Pankraz verloren, ausgerechnet im Moment, da er zum ersten Mal seine Gefühle preisgibt. Jetzt steht er gleichsam nackt da. Der schnöde Rückzieher Lydias erfolgt augenblicks.

Ein guter Einfall ist es, die beiden Zuhörerinnen in den Schlaf zu schicken, bevor die Liebeshändel Thema werden – ein diskreter Fingerzeig, dass zwei Frauen, denen die Liebe nicht gerade hold gewesen ist, von erotischen Verwicklungen nichts hören wollen, erst recht nicht, wenn es sich um ihren Sohn und Bruder handelt.

Zwar mag es ungewöhnlich sein, wie beharrlich Pankraz seine Geschichte nun in die tauben Ohren der Schläferinnen hinein erzählt, doch es ist das Privileg der Literatur, dass sich in ihr Dinge zutragen dürfen, die im wirklichen Leben mehr als unwahrscheinlich sind. Sie müssen nur geschickt in Worte gefasst sein. Dann frisst der Leser jeden realitätsfernen Happen mit Wonne, insbesondere wenn von vergangenen Liebesscharmützeln die Rede ist, um die der Trauerflor weht.

Die Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff lebt in Berlin. 2016 erschien bei Suhrkamp ihr Roman «Das Pflingstwunder».